
Am Anfang ist der Unterschied – begriffliche Annäherungen an Arbeit und Muße

2

Am Anfang ist der Unterschied: „Da schied Gott das Licht von der Finsternis, und nannte das Licht Tag und die Finsternis Nacht“ (Die Bibel, 1. Mose 1). Vor der Unterscheidung war das Chaos, das Nichts. Erst durch die Unterscheidung entsteht ein Etwas.

Bevor wir uns den beiden Hauptbegriffen unseres Essays definitorisch zuwenden, wollen wir einige wenige wissenschaftstheoretische Bemerkungen vorausschicken, um unsere Herangehensweise an die Thematik offen zu legen. Die Basisoperation im menschlichen Weltverhältnis ist die Beobachtung. Beobachtet kann aber nur etwas werden, was zugleich von etwas anderem unterschieden wird. Eine Beobachtung ist – hier folgen wir Luhmann (1992, S. 68 ff.) – daher die Einheit aus Unterscheidung und Bezeichnung. Wenn wir etwas als klein bezeichnen, haben wir eine in der Regel nicht genannte Vergleichsfolie, die größer ist. Eine Bezeichnung verdunkelt also in der Regel ihre zweite Seite, die ihr dennoch ihren spezifischen Sinn verleiht. Der Himmel eines Priesters, der diesen von der Hölle unterscheidet, ist eben ein anderer Himmel als der eines Piloten, der ihn von der Erde unterscheidet.

Da wir die Welt nicht an sich, sondern nur durch unsere Beobachtung kennen, ist jede Bezeichnung perspektivenabhängig. Erst durch die Unterscheidung und Bezeichnung entsteht unsere Welt in ihrer jeweils spezifischen Bedeutung für uns. Das Ding an sich ist unerkennbar. Das heißt, erst durch ihre kommunikative Bezeichnung bekommen die Dinge und Tätigkeiten ihre Bedeutung, und diese nährt sich durch die unterschiedene, nicht bezeichnete Seite der Unterscheidung.

Auffällig ist nun, dass die frühen europäischen Gesellschaften in Griechenland und Rom Muße von Arbeit unterschieden, wogegen die moderne Gesellschaft sich

angewöhnt hat, Arbeit gegen Freizeit oder sogar Faulheit abzusetzen. Das Bedeutende dabei ist, dass es sich bei dem Tausch der anderen Seite nicht mehr um das gleiche Arbeitsverständnis handelt. Es hat sogar eine Umdrehung des Bestimmungsverhältnisses stattgefunden: Arbeit war bei Aristoteles erforderlich, um würdig der Muße frönen zu können; sie hatte Voraussetzungscharakter für die Muße, die präferiert wurde als eigentliches Humanum. Heute steht Arbeit an der ersten Stelle, und die Freizeit hat die Funktion, die Arbeitsfähigkeit zu reproduzieren. Es hat eine vollständige Bedeutungsverkehrung stattgefunden: Die Arbeit, die eine notwendige Voraussetzung der Muße ist, ist nicht dieselbe Arbeit wie die, um deren Willen Freizeit erforderlich ist. Wie es zu diesem Bedeutungswandel kommen konnte, werden wir im dritten Kapitel genauer nachzeichnen.

Einen Gedanken wollen wir an dieser Stelle schon vorwegschicken. Muße war die präferierte Seite der Unterscheidung und konnotiert mit gelingendem Leben in einer gerechten Gesellschaft, mit Selbstbildung zum Menschlichen, d. h. mit dem Versprechen der Erfüllung. Das war durchaus verlockend. Arbeit hingegen stand im Sinnzusammenhang mit Notwendigkeit, Mühsal und Qual. In der Neuzeit mit dem sich herausbildenden Kapitalismus wurde das Wertigkeitsverhältnis getauscht. Das Versprechen nach Erfüllung wanderte jetzt auf die Seite der Arbeit, die nun präferiert wurde. Vielleicht ist Hegel hier einer der ersten Gewährleute mit seiner Formulierung der Selbsterzeugung des Menschen als Resultat seiner *eigenen* Arbeit (1974b, S. 574). Das Versprechen der Selbstverwirklichung in und durch die eigene Arbeit ist besonders heute wieder aktuell geworden, wo es verstärkt darum geht, die Identifikation der Beschäftigten vollends in einem „Corporate Life“ (Spath 2012, S. 19) aufgehen zu lassen, um die Mitarbeiter mit Leib und Seele an das Unternehmen zu binden. Für die Freizeit fällt dann immerhin noch ein Konsumversprechen ab, dass man sich eben etwas leisten kann, wenn man beruflich erfolgreich ist.

Jetzt geht es erst einmal darum, die Begriffe Arbeit und Muße für uns operationfähig zu machen. Dabei gehen wir – wie bereits im 1. Kapitel ausgeführt – nicht phänomenal nach dem äußeren Anschein der beiden Tätigkeitsformen Arbeit und Muße vor, sondern fragen nach ihrer jeweiligen Funktion im menschlich-gesellschaftlichen Reproduktionsprozess.

Arbeit: Bedarf, Leistung und Gebrauch

Arbeit als „Grundlage aller menschlichen Zivilisation“ (Rifkin 1996, S. 17) zu bezeichnen oder gar als „erstes Lebensbedürfnis“ (Marx 1976a, S. 21) kann zutreffend, aber auch eine der semantischen Aufladungen sein, mit welchen sich die

moderne Arbeitsgesellschaft einredet, alternativlos als beste aller Welten dazustehen. Die Heroisierung und Moralisierung der Arbeit wird uns im dritten Kapitel beschäftigen. Jetzt soll ein Zugang zur Arbeit gesucht werden, der ihrem reichen historischen Bedeutungshaushalt gerecht wird und dabei eine analytische Schärfe besitzt, die ihre Konturen hervortreten lässt.

Der gängige Sprachgebrauch identifiziert Arbeit mit Leistung. Wer die Leistung erbringt, ist »der Arbeiter«. »Ich arbeite etwas« heißt, ich leiste etwas, und daran lassen sich eine Menge Fragen anschließen, etwa wann, wie lange, wo, zu welchen Konditionen gearbeitet wird, selbständig oder abhängig. Einschlägige Definitionen lesen sich so: „Arbeit ist ein gekonntes, kontinuierliches, geordnetes, anstrengendes nützliches Handeln, das auf ein Ziel gerichtet ist, welches jenseits des Vollzugs der Arbeitshandlung liegt“ (Bahrdt 1983, S. 124). Dass Arbeit keine Tätigkeit um ihrer selbst willen ist, scheint der kleinste gemeinsame Nenner eines Zeiten und Kulturen übergreifenden Arbeitsverständnisses zu sein. In diesem Verständnis verbirgt sich allerdings die Inflationsgefahr, im Umkehrschluss jede zweckgerichtete Tätigkeit Arbeit zu nennen. Dem haben wir für unser Verständnis der Arbeit bereits im ersten Kapitel einen Riegel vorgeschoben.

Vorab gilt es, die theoretische Festlegung aufzulösen, die Arbeit auf eine Handlung reduziert. Was wird sichtbar und was wird ausgeblendet, wenn man Arbeit als Handlung beschreibt? Ein handlungsfixierter Zuschnitt des Arbeitsbegriffs entspricht der Verkürzung des Kommunikationsverständnisses auf das Mitteilungshandeln. »Ich kommuniziere« meint dann, ich teile etwas mit – mündlich, schriftlich, bildlich, öffentlich oder insgeheim. Diesem Verständnis hat Luhmann (1987, 191 ff.) einen Systembegriff von Kommunikation entgegengestellt, den er als Synthese der drei Selektionen Information, Mitteilung und Verstehen konzipiert. Für den Arbeitsbegriff mangelt es an einem ähnlich komplexen Verständnis. Wir machen einen Vorschlag, der für sich in Anspruch nimmt, an das theoretische Niveau des Luhmannschen Kommunikationsbegriffs anzukoppeln.

Um Arbeit als soziales Handeln zu begreifen, gilt es, hinter die Beschreibung als Handlung zurück zu gehen und zu fragen, welche aktorsunabhängigen Komponenten sie als Sozialform konstituieren. Die theoretische Fassung, die uns in besonderer Weise erklärungsstark zu sein scheint, fokussiert die drei Komponenten Bedarf, Leistung und Gebrauch. Arbeit als Synthese der drei aufeinander bezogenen Selektionen Bedarf, Leistung und Gebrauch zu verstehen, öffnet nicht nur den Analyse-Horizont für die Beobachtung historischer Formen der Arbeit. Es lässt auch erkennen, dass es keiner Arbeit bedarf, wenn die Möglichkeiten des Gebrauchs nicht an die Differenz von Bedarf und Leistung gekoppelt sind. Wo Milch und Honig fließen, kann Bedarf unmittelbar gestillt werden. Bevor wir die drei Selektionen im dritten Kapitel für die moderne Arbeit beschreiben, unternehmen wir hier eine erste allgemeine Annäherung.

Bedarf Am Anfang der Arbeit existiert ein Bedarf – aber nicht jeder. Um zur Komponente von Arbeit zu werden, um aus der Tätigkeit, die aus dem Bedarf resultiert, eine Leistung im Sinn von Arbeit zu machen, muss es sich um einen unfreiwilligen, einen von außen vorgegebenen Bedarf handeln. Wo der Bedarf als Bedürfnis, sogar als Grundbedürfnis auftritt, macht er sich massiv geltend. Der Mythos der Arbeit gründet sich in erster Linie auf ihre Leistung der Subsistenzsicherung. Ohne Nahrung, Kleidung und Schlafplatz kann kein Mensch überleben, keine Gesellschaft existieren. Vorgegebener Bedarf tritt nicht nur als natürlicher, sondern auch als gesellschaftlicher auf. Pharaonen, die Pyramiden errichten, Kirchenfürsten, die Dome, Unternehmer, die Waffen, Stars, die Luxusvillen bauen lassen, definieren damit einen Bedarf, für den eine Leistung zu erbringen sich nicht von selbst versteht. Es braucht in der Regel einen äußeren Anlass, sei es die Macht des Herrschers, seien es die eigenen Bedürfnisse, die vielleicht nur auf dem Umweg über eine solche Arbeitsleistung zu erfüllen sind.

Unter den großen sozialen Fragen ragt das Problem heraus, den gesellschaftlichen Bedarf zu definieren. Wie bestimmt sich und wer entscheidet, für welchen Bedarf brauchbare Leistungen zu erbringen sind? Rawls (1979) hatte dazu die Grundgüter einer gerechten Gesellschaft wie Freiheiten, Rechte, Chancen, Einkommen und Vermögen bestimmt, Skidelsky und Skidelsky (2013) nennen als Basisgüter u. a. Gesundheit, Sicherheit, Bildung, gegenseitigen Respekt, persönliche Autonomie, Harmonie mit der Natur und Muße für selbstzweckhafte Aktivitäten, die für den Tätigen Erfüllung bedeuten. Das Problem der gesellschaftlichen Bedarfsbestimmung zu verdrängen und dies der Wirtschaft oder der politischen Herrschaft zu überlassen, ist ein grandioses Kunststück der modernen Arbeitsgesellschaft, der kapitalistischen wie der untergegangenen sozialistischen. Der einen wie der anderen ist dieser Grundgedanke abhanden gekommen: Wenn der Bedarf gestillt ist, braucht es keine Leistung mehr, man kann mit dem Arbeiten aufhören, bis neuer Bedarf sich regt. Die Arbeitsgesellschaft kann sich nur vorstellen, dass damit auch jedes Tätigsein aufhört, weil sie dem Unterschied zwischen selbst bestimmtem und vorgegebenem Bedarf keine Beachtung schenkt. Tatsächlich sind dem Tätigsein für selbstgesetzte Ideen und Ziele keine Grenzen gesetzt. Es kann sich allerdings nicht entfalten, wenn der von außen vorgegebene Bedarf die meiste Zeit und Kraft raubt.

Leistung Die Geschichte der Arbeit wird in erster Linie als eine Geschichte ihrer Leistungen geschrieben, für welche Werkzeuge (Handwerkszeug, Maschinen, Computer) und Werkstoffe (Materie, Rohstoffe, Informationen) eine besondere Rolle spielen. Auf die *Technik*, aber auch auf die *Organisation* der Leistung (Familie, Unternehmen, Netzwerk) richtet sich die Aufmerksamkeit, denn Arbeitsleistungen finden meist kooperativ statt. Interesse weckt auch die Qualität der Leistung,

die mit der *Qualifikation* und der Motivation der Arbeitenden im Zusammenhang steht. Am Ende des Leistungsprozesses steht das Erzeugnis. Es kann sich um *Produkte* oder auch um *Dienste* handeln. In jedem Fall muss das Erzeugnis brauchbar sein, einen Verbraucher finden, wenn Arbeit stattgefunden haben soll. Seine *Brauchbarkeit* macht aus dem Erzeugnis ein »Gut«. Es begegnet uns zum Beispiel als Guthaben, Diebesgut oder Wirtschaftsgut und bedeutet stets, ein Erzeugnis ist passend, tauglich, zweckdienlich (Kluge 1999, S. 343).

Wie eine Mitteilung ohne Verstehen keine Kommunikation, so ist eine Leistung ohne Gebrauch keine Arbeit. Solange die Leistung direkt über den Bedarf gesteuert wird, ist der an- und abschließende Gebrauch keine offene Frage, sondern eine logische Folge. Wie selektiv die Leistung ist, zeigt sich an den historischen Variationen, mit welchen sie sogar auf Grundbedürfnisse reagiert. Die Vielfalt an Nahrung, Kleidung und Wohnung ist ein beeindruckendes kulturelles Phänomen.

Gebrauch Als eine eigene Selektion tritt der Gebrauch hervor, wenn sich die Komponenten der Arbeit ausdifferenzieren, zeitlich, sozial und sachlich getrennt werden. Solange ein einfacher Grundbedarf mit einfachen Leistungen via direktem Gebrauch gedeckt wird, etwa in einem autarken Familienhaushalt, erscheinen die Antworten quasi naturgegeben, obwohl auch hier der Einfluss von Herrschaft auf die drei Selektionen nachweisbar ist. Sind die drei Komponenten ausdifferenziert, stellen sich Fragen zum Beispiel nach der Berechtigung des Zugriffs auf das Erzeugnis: Entscheidet der Bedarf oder die Macht oder das Geld über die Möglichkeit des Gebrauchs? Weitere Fragen schließen an nach dem Verhältnis von Angebot und Nachfrage, nach Quantität und Qualität der Erzeugnisse, nach den Entscheidungskriterien der Verbraucher, dieses Erzeugnis auszuwählen anstelle eines anderen. Was als Bedarf vorgegeben wird, wer welche Leistungen zu erbringen hat, wer welchen Gebrauch von den Erzeugnissen machen darf, darin unterscheiden sich die Lebensverhältnisse maßgeblich.

Dass der Gebrauch sich frei entfalten kann und das Erzeugnis in einer Weise verwendet, die mit der erbrachten Leistung nicht intendiert war, ist ein Phänomen, das erst in jüngerer Zeit Beachtung findet. Erst wenn die Leistung nicht mehr der unmittelbaren Bedarfsdeckung dient, gewinnt der Gebrauch die Spielräume, die „das Rätsel der Konsumenten-Sphinx“ (de Certau 1988, S. 80) entstehen lassen. Die Komplexität des Arbeitsverhältnisses steigt dann zusätzlich dadurch, dass der freie Gebrauch zurückwirkt auf die Bestimmung des Bedarfs und dessen Evolution beeinflusst.

Ertragreicher als aus der Handlungsperspektive lässt sich die Evolution der Arbeit beschreiben als Geschichte der zunehmenden Ausdifferenzierung ihrer Komponenten (vgl. Abb. 2.1), Verschiebungen der Führungsverhältnisse inklusive. Die ursprüngliche Führungsrolle des Bedarfs, die solange gilt, wie offenkun-

ARBEIT:	Bedarf	Leistung	Gebrauch
		Organisation Technik Erzeugnis	

Abb. 2.1 Die Komponenten der Arbeit und der Arbeitsleistung

dige Bedürfnisse die Auswahl der Leistungen und den Gebrauch der Erzeugnisse dirigieren, geht schon in ständischen, hierarchisch geschichteten Gesellschaften zurück, weil dort die Oberschicht von ihren Gebrauchsideen und –gewohnheiten her die Leistungen befiehlt. Dass daneben unerfüllter Bedarf existiert, der sich in Armut und Verelendung niederschlägt, hat auf die gesellschaftliche Arbeit wenig Einfluss. Machtgestützte Gebrauchswünsche können sich gegen machtlose Bedarfsnöte durchsetzen.

An dem noch relativ einfachen Fall feudaler Verhältnisse tritt die soziale Differenzierung der Arbeit scharf hervor, denn der Adel zeichnet sich dadurch aus, dass für ihn die Gebrauchskomponente der Arbeit reserviert ist. Sein Zugang zur Welt und damit auch zur Arbeit ist der Genuss, das Vergnügen. Die Versorgungsleistungen ebenso wie die Leistungen für luxurierenden Gebrauch haben die Bauern, Handwerker und Bürger zu erbringen. Der Adlige ist der Dilettant. „Dilettare“ bedeutet im Italienischen erfreuen, amüsieren, abgeleitet aus dem lateinischen Verben „delectare“, sich ergötzen (Kluge 1999, S. 181). In der Arbeitsgesellschaft, das überrascht nicht, gilt der Dilettant als Stümper. Auf der anderen Seite sind Leibeigene und Knechte ein »natürlicher« Teil der Versorgungsgemeinschaft, ihre Arbeitsleistung wird erwartet, notfalls erzwungen, aber dass für ihre Subsistenz im Rahmen der wirtschaftlichen Möglichkeiten gesorgt ist, steht außer Frage, solange sie machen, was sie müssen, und lassen, was sie nicht dürfen.

Der Zusammenhang der Arbeit mit der Subsistenzsicherung tritt an der Komponente Bedarf unmittelbar hervor. Das Nötige tun, um das Notwendige zu erreichen, könnte die Grundformel der Arbeit lauten. Wie wird aus der Raupe Arbeit der Schmetterling (oder der Drache) Wirtschaft? Wie wird aus körperlicher Aktivität Sport? Wie wird aus Glauben Religion, aus Wahrheitssuche Wissenschaft, aus Neuigkeiten Öffentlichkeit? Wie wird aus politischen Entscheidungen ein Staat? Stets liegen Unterscheidungen zugrunde und Prozesse, die jeweils an einer Seite der Unterscheidung anknüpfen und im Sinne von Emergenz für das Auftauchen neuer Strukturen sorgen. Die empirische Buntheit und Unberechenbarkeit solcher Prozesse ist faszinierend. Für die theoretische Rekonstruktion der Verwandlung von Arbeit in Wirtschaft versuchen wir einige Hinweise zu geben.

Den Arbeitsprozess darauf auszurichten, dass die Leistung nicht nur den Gebrauch ermöglicht, der den akuten Bedarf deckt, sondern auch Vorsorge für künftige Bedarfsbefriedigung zu treffen, ist eine naheliegende Option. Sie kann praktisch

werden, sobald die Potenziale der Leistung groß genug sind, um Erzeugnisse über die aktuelle Überlebenssicherung hinaus bereitzustellen. Arbeit, der es um die Vorsorge für künftige Versorgung geht, nennen wir Wirtschaft. Der Arbeitsprozess geschieht als Wirtschaftsprozess, wenn er auf das Mehr abzielt, das nicht zur gegenwärtigen Bedarfsbefriedigung verzehrt wird.

Wirtschaft beobachtet Leistung und Gebrauch im Hinblick darauf, dass nicht nur der aktuelle Bedarf gedeckt, sondern auch künftige Versorgung gesichert wird. Wirtschaft zielt auf ein Mehr an Leistung und/oder ein weniger an Gebrauch – Stichwort Sparsamkeit –, um für den Gebrauch von morgen vorzusorgen. Historisch nimmt sie zuerst die Form der Vorratshaltung und der Landwirtschaft an. Arbeit in der Form der Wirtschaft kann verstanden werden als eine Tätigkeit mit der Funktion, brauchbare Leistungen für aktuellen und künftigen Bedarf zu erbringen. Wirtschaften ist die weitsichtigere Form des Arbeitens.

In der ökonomischen Perspektive der Arbeit deutet sich eine latente Spannung an, weil es vorstellbar wird, dass sich die Verteilungsfrage, die hier in zeitlicher Hinsicht aufgeworfen wird – welche und wie viele Erzeugnisse werden heute verbraucht, welche und wie viele für morgen reserviert –, auch als soziale Frage stellen kann: Bleibt die heutige Versorgung der einen defizitär, um anderen mehr Vorsorge zu ermöglichen? Müssen die einen verelenden, damit andere besser leben können?

Sobald Arbeit wirtschaftlich beobachtet wird, wird darüber hinaus eine Frage sinnvoll, die in dieser Fixierung auf Quantitäten zu keiner anderen Tätigkeit passt: Wie ist mit weniger mehr zu bekommen? Nicht zu verwechseln mit der Überlegung, ob sich eine Tätigkeit anders, besser oder schlechter machen lässt. Qualität ist ein anderes Problem als Wirtschaftlichkeit (Zech 2015). Deutlich wird die (später ausführlich zu erörternde) Möglichkeit, jede Tätigkeit mit dem Problem ihrer Wirtschaftlichkeit zu konfrontieren. Die Frage, wie sich mit weniger Leistung mehr Gebrauchsmöglichkeiten realisieren lassen, hat eine Grundbedingung, die erfüllt sein muss, sonst macht sie keinen Sinn: Knappheit. Knappe Güter sind begrenzt *und* begehrt: Sowohl Überfluss als auch Desinteresse im Sinne fehlender Nachfrage machen der Wirtschaft ein Ende. Wenn sie sich nicht auf Knappheit berufen kann, wird Ökonomie sinnlos. Wie groß das Netz ist, das geknüpft sein muss, um Wirtschaft wichtig werden zu lassen, sieht man beispielsweise daran, dass sich Knappheit sozial über Eigentum realisiert. Nachfrage vorausgesetzt, sorgt Eigentum dafür, dass es nicht einfach die Quantität eines Gutes ist, das dessen Knappheit bestimmt. Eigentum ist eine folgenreiche rechtliche Konstruktion, deren Differenz zum Besitz zu beachten ist. „Das Vorhandensein von Besitz ohne Flankierung mit Eigentum bedeutet die bloße Beherrschung von Gütern und Ressourcen nach bestimmten Regeln“ (Heinsohn und Steiger 2006, S. 9), welche die physische Nut-

zung festlegen. „Tritt Eigentum zum Besitz hinzu, dann werden aus beherrschten Gütern und Ressourcen bewirtschaftete, in Geld denominierte Größen – Waren und Vermögen [...] Die Eigentumsseite von Waren und Vermögen wird durch die Rechte ihres Eigentümers bestimmt, sie zu verkaufen, zu belasten und zu verpfänden sowie für Vollstreckung bereit zu halten“ (Heinsohn und Steiger 2006, S. 9 f.). Die juristische Konstruktion Eigentum lässt Kredit, Zins und Geld normal werden. Haben wir vor lauter Wirtschaft die Arbeit aus den Augen verloren?

Muße: Loslassen, Empfangen, Bildung

„Wochenenden sind normale Arbeitstage, eine Balance zwischen Privatleben und Arbeit gibt es nicht. Es gibt nur die Arbeit, sonst nichts. Ist jemand anderer Meinung, muss er gehen.“ So beschreibt die ZEIT (Nr. 50 vom 5.12.2013, S. 59) „die Regeln des zeitgemäßen Kapitalismus“ bei Amazon, einem der erfolgreichsten Unternehmen des Gegenwart.

In seinem Essay „Müdigkeitsgesellschaft“ stößt Han (2013) in dasselbe Horn. Er diagnostiziert für die aktuelle Leistungsgesellschaft den Verlust der – im Hegel'schen Sinne verstandenen – Negativität. Die Möglichkeit der dialektischen Negation, die letztlich Entwicklung bedeute, sei suspendiert. Die Gesellschaft habe ihre Stoppmechanismen verloren. Ein Übermaß an Positivität des immer Gleichen führe auf Dauer zum Durchbrennen durch Überhitzung. Die Gesellschaft kenne nur noch Produktivität und ungehindertes Wachstum. Der Imperativ der Leistung sei das Gebot der spätmodernen Arbeitsgesellschaft mit einem Menschentyp, der ohne Fremdzwänge und im vermeintlichen Bewusstsein der Freiheit nur noch arbeite und zu keiner kontemplativen Versenkung mehr fähig sei – bis zum physischen und psychischen Zusammenbruch.

Zeit zu haben, ist ein schlechtes Zeichen in der Erwerbsgesellschaft. Dabei hatte alles einmal ganz anders angefangen in der Wiege unserer europäischen Zivilisation. »Wir arbeiten, um Muße zu haben.« So wird eine Passage aus der Nikomachischen Ethik von Aristoteles häufig zitiert. „Wir opfern unsere Muße, um Muße zu haben“, heißt es in unserer Ausgabe (Aristoteles 1995a, S. 249, 1177b). Genau übersetzt müsste es sogar heißen »Wir sind unmüßig, um Muße zu haben.«, erläutert Pieper (2007, S. 49 f.), denn im Altgriechischen hat es für den Bürger kein Wort für Arbeit gegeben. Arbeit als Befriedigung der Notdurft war dem Haushalt, dem Oikos, vorbehalten und wurde von Sklaven und Frauen erledigt. Für die Polis und ihr soziales Handeln der edlen Bürger war sie nicht vorgesehen.

Das tugendhafte Handeln der Edlen (aristoi) mit dem Ziel der Glückseligkeit (eudaimonia) war selbstzweckhaft. Es diente keinem anderen Zweck als der Tu-

gend selbst, denn „die tugendgemäßen Handlungen [sind] an sich genußreich, überdies aber auch gut und schön“, (Aristoteles 1995a, S. 15, 1099a), denn „die Glückseligkeit scheint in der Muße zu bestehen“ (Aristoteles 1995a, S. 249, 1177b). Jede „lohnbringende Arbeit“ war aus der Polis ausgeschlossen, „da sie den Geist der Muße beraubt und ihn erniedrigt“ (Aristoteles 1995b, S. 284, 1337b). Die Natur verlangt nämlich danach, „nicht nur in der rechten Weise zu arbeiten, sondern auch würdig der Muße pflegen zu können. Denn die Muße [...] ist der Angelpunkt, um den sich alles dreht. Denn wenn auch beides sein muss, so ist doch das Leben in der Muße dem Leben der Arbeit vorzuziehen, und das ist die Hauptfrage, mit welcher Art Tätigkeit man die Muße auszufüllen hat“ (Aristoteles 1995a, S. 284 f., 1337b). Schließlich: „Die Muße [...] scheint Lust, wahres Glück und seliges Leben in sich selbst zu tragen“ (Aristoteles 1995a, S. 285, 1338a).

Aristoteles wurde so ausführlich zitiert, weil hier die Fragen – und zum Teil bereits die Antworten – vorgezeichnet sind, die uns interessieren. Welche Art der *Tätigkeit* wird also in der Muße ausgeübt? Muße ist kein Nichtstun. Das Wort bedeutet wortursprünglich „Gelegenheit oder Möglichkeit, etwas tun zu können“ (Duden 2001, S. 546) Muße im platonischen Sinne als Ideenschau (theoria) ist eine geistige Tätigkeit im Bewusstsein höchster Wachheit. Theorie im ursprünglichen Sinne der Kontemplation einer erschauten Wahrheit ist ein höchst intensives Tätigsein bei äußerer Unbewegtheit, erläutert daher Arendt (1981, S. 283).

Bis hierher können wir für die Muße im klassischen Sinne resümieren: Die Voraussetzung der Muße ist Freiheit im Sinne der Unabhängigkeit von äußeren und inneren (Arbeits-)Zwängen. Ihre Tätigkeit besteht in kontemplativer Ideenschau als Erkenntnis der Wahrheit. Und ihr Ziel ist Tugend im Sinne der Glückseligkeit eines gelungenen Lebens in einer gerechten Gemeinschaft von Gleichen.

Wechseln wir zurück in die Neuzeit. Die Fähigkeit zur Muße ist den Menschen abhanden gekommen, konstatiert Pieper bereits 1948 in seinem grundlegenden Buch „Muße und Kult“ (2007). Muße heißt griechisch *scholé*, deutsch Schule, schreibt Pieper (2007, S. 48). Das hat aber nichts mit der Institution der Schule zu tun, wie wir sie heute kennen. Bei den Griechen ging es um Seelenbildung, und deshalb sollte Muße vielleicht besser mit Bildung übersetzt werden – in einem emphatischen Humboldtschen Sinne als allseitige Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten. Bei dieser *vita contemplativa* geht es nicht um einen zurückgezogenen Solipsismus des isolierten Einzelnen, der sich von seiner anstrengenden Arbeit erholen muss, sondern, so Pieper (2007, S. 80), um die Vollkommenheit des Einzelnen, die notwendig ist zur Vollkommenheit der menschlichen Gemeinschaft.

Gerade dass Muße heute zur Erholung verkommen ist – darunter leidet die moderne Gesellschaft. Diese organisiert die Ablenkung von der Arbeit als Freizeitindustrie. Die Unfähigkeit zur Muße hat zur – für viele letztendlich ausbrennenden

– Rastlosigkeit geführt. Freizeit, wenn denn freie Zeit noch übrig bleibt, ist ebenso wie Arbeit zum Stress geworden. Daher eignet sich Freizeit auch nicht als Gegenbegriff zur Arbeit. Wir müssen – ganz im klassischen Sinne – bei der *Grundunterscheidung* Arbeit/Muße bleiben oder sogar richtiger bei *Muße/Arbeit*.

Muße ist bei Pieper ein Mit-sich-und-der-Welt-eins-Sein, ein „Zustand der Seele“, eine „Haltung des empfangenden Vernehmens“ (2007, S. 86). Muße kann nicht organisiert werden, sie ist kein Mittel im rationalistischen Zweck-Mittel-Geschäft. Sie ist erstens ein Geschehen-Lassen, zweitens eine Haltung feiernder Betrachtung, die dann drittens dazu führt, dass der Mensch Mensch bleibt bzw. es vollumfänglich erst wird. Muße ist „der Hegeraum wahrhaften, ungeschmälerten Menschentums“ (2007, S. 95). Sie ist fundiert im Kult als „Fest-Zeitraum“ (Pieper 2007, S. 118), jenseits und unabhängig von Arbeit, die der moderne Kult geworden ist. Damit ist Muße die Voraussetzung von Kultur – die hier im engen Sinne des Wortes die geistig-ästhetischen Hervorbringungen einer Gesellschaft bezeichnet. „Pflege des Geistes“, heißt sie bei Seneca (2010, S. 114). Als *cultura animi* (Cicero), der Beackerung der Seele, wie Negt übersetzt (1984, S. 147) ist Kultur, die wesentlich aus der Muße geboren wird, existenziell für ein menschliches Leben in einer freien und gerechten Gesellschaft.

Auch neuere Literatur zur Muße geht von diesen klassischen Gedanken aus. „Zur Ruhe und Schönheit, zu sich selbst als Ausdruck der idealen Humanität finde der Mensch aber nur jenseits der Arbeit, in der Zeit der Muße“ (Straub 2004, S. 12). Muße ist bei Straub schöpferische Kontemplation unter der Grundbedingung sittlicher Freiheit und in Verantwortung für die Welt, Anschauung der Wahrheit in einer diskursiven Öffentlichkeit unter Gleichen jenseits des Zweckmäßigen. „Ohne Muße kommt es zu keinen Erkenntnissen, ohne beider Hilfe gibt es keine Erfindungen“ (Straub 2004, S. 66). Muße hat also im gewissen Sinne durchaus einen Nutzen, aber keinen der zweckmäßig rational geplant werden kann. Eine Gesellschaft braucht Arbeit zur Sicherung ihrer materiellen Produktion und Reproduktion. Aber sie braucht eben auch Muße zu ihrer moralisch-geistigen und ihrer kulturellen Entwicklung.

Im Sinnkorridor der Erwerbsgesellschaft erscheint Muße als Faulheit, in der Vorstellungswelt der Antike als *die* im eigentlichen Sinne *menschliche* Lebensform. Sie beruht auf einem Zustand der inneren Gelöstheit, führt zu einer Tätigkeit wacher Kontemplation und realisiert damit ein ungeschmälertes Menschsein in einer humanen Gesellschaft. Muße lässt sich zusammenfassend begreifen als eine sehr besondere Form der Tätigkeit, die man paradox als *aktive Passivität* oder *passive Aktivität* beschreiben könnte. Wenn wir Muße analog zu Luhmanns Definition von Kommunikation als dreifache Selektion von Information, Mitteilung und Verstehen systemtheoretisch handhabbar machen wollen, müssten wir die drei Selektionen *Loslassen/Empfangen/Bildung* unterscheiden, wobei Bildung – durchaus



<http://www.springer.com/978-3-658-08899-6>

Arbeit und Muße

Ein Plädoyer für den Abschied vom Arbeitskult

Arlt, H.-J.; Zech, R.

2015, IX, 41 S. 4 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-08899-6